

Wolfgang Fritzsche

LUST UND LAST EINES FREIBERUFLICHEN KULTURWISSENSCHAFTLERS

Der Titel dieses Beitrags¹ legt nahe, dass Lust und Last eines freiberuflichen Kulturwissenschaftlers klar zu trennen sind. Dem ist nicht so. Nach Arnold van Gennep kann das Leben eines Menschen mit einem Haus verglichen werden: In bestimmten Lebenssituationen müsse man Schwellen überschreiten, im Haus von Zimmer zu Zimmer gehen.² Das Überschreiten der Schwellen, führt später Victor Turner aus, setze sich abermals aus verschiedenen Phasen zusammen: einer Erniedrigung, dem Übertritt und einer anschließenden Statuserhöhung.³ Auch hier liegen Lust und Last eng, ja untrennbar beieinander. Die Erniedrigung ist eine Last, ohne die aber die Statuserhöhung, die Lust, nicht erreichbar ist. Ähnlich sieht auch das Berufsleben vieler Freiberufler aus – ein ständiger Wechsel von Lust und Last.

Während des Studiums wird gelernt, sich vergleichsweise schnell auf die unterschiedlichsten Themen einzulassen, Referate zu schreiben, zu halten und möglichst noch im laufenden Semester in schriftlicher Form einzureichen. Was aber nicht gelehrt wird, ist, wie man einem Bürgermeister erklärt, warum ausgerechnet seine Mühle dokumentiert werden muss, warum ausgerechnet sein Heimatmuseum ein neues Konzept oder seine Gemeinde eine neue Festschrift braucht. Diese Aufgaben sind nur in der Praxis erlernbar, denn es gilt, gegen den weit verbreiteten Gedanken anzugehen, „Kultur kann jeder“ und das auch noch kostenfrei.

Aber zunächst soll auf die Lust der freiberuflichen Arbeit eingegangen werden. Ich habe vor zehn Jahren angefangen, meine Dienstleistungen anzubieten. Das geschah eher durch Zufall: Ich habe über die Frage promoviert, warum Fachwerkhäuser so aussehen, wie sie aussehen, das Untersuchungsgebiet war der östliche Westerwald. Zu einem bestimmten Zeitpunkt wollte ich „meine Häuser“ auch mal persönlich kennen lernen und bat den zuständigen Konservator im Landesamt für Denkmalpflege, mich doch mal mit auf Dienstreise zu nehmen. Später rief mich dieser Konservator an und bat mich, ein altes Haus in einem Dorf aufzumessen und zu dokumentieren. Wichtig war, dass ich schnell vor Ort aktiv wurde. Als ich dort war, wusste ich auch warum: Der Bauherr hatte bereits mit Umbauten begonnen, viele Gefache waren schon entfernt und als ich auf den Hof fuhr, hielt er gerade die Kettensäge an den Unterzug. Der Unterzug ist ein sehr wichtiges Element im Fach-

¹ Dieser Beitrag wurde in leicht veränderter Form am 17. Juli 2006 im Rahmen der Ringvorlesung „Berufsfeldorientierung für Geistes- und Kulturwissenschaftler“ an der Universität Mainz gehalten.

² Vgl. Gennep, Arnold van: Übergangsriten. Frankfurt/M. 1999 [zuerst 1909].

³ Vgl. Turner, Victor: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt/M. 2005 [zuerst 1969].

werkhaus, fehlt er, kann die nächste Windböe das Haus umblasen. Und damit wäre eines der letzten, weitgehend unverändert erhaltenen Häuser des Ortes aus der Mitte des 18. Jahrhunderts verloren gewesen. Hier war also tatsächlich Eile geboten, denn die Umbauten waren genehmigt und sollten auch zeitnah durchgeführt werden. Als erstes überzeugte ich den Bauherrn von der Notwendigkeit eines Unterzuges. Dann zeichnete ich ein Aufmaß, fertigte eine Fotodokumentation an und konnte im Archiv sowohl die Baugenehmigung finden als auch alle Um- und vor allem Anbauten archivalisch nachweisen und in einen Bauphasenplan eintragen. Das Ergebnis brachte seinerzeit 800 D-Mark ein. Mehr war im Etat des laufenden Jahres nicht drin. Dem Denkmalpfleger muss meine Arbeit aber gut gefallen haben, denn er gab mir für das kommende Jahr zwei Folgeaufträge. Also spezialisierte ich mich auf **A**rchivrecherchen, **H**ausforschung und **B**audokumentationen, daher auch das Kürzel unseres Büros AHB. Nach und nach wurde ich im Amt bekannter und hatte bald zwei bis drei mehr oder weniger feste Auftraggeber. Das ging eine Weile gut, bis irgendwann Mitte Juni eine Haushaltssperre erlassen wurde. Weit entfernt davon, aus dem Einkommen Rücklagen schaffen zu können, erhielt ich das Angebot des örtlichen Schreibwarenhändlers, samstags für ihn Lottoscheine verkaufen zu dürfen und griff zu.

Wenig später erhielt ich den Auftrag, im Badehaus Pariser Hof in Wiesbaden nach einer Mikwe zu suchen. Dieses Badehaus stand bis Mitte des 19. Jahrhunderts in jüdischem Besitz und einer der Besitzer war gleichzeitig Vorstand der jüdischen Gemeinde. Da das Haus frisch renoviert war, durfte ich natürlich keine archäologische Untersuchung veranlassen, also suchte ich wieder im Archiv nach Hinweisen. Es war abermals Zufall, dass in diesem Badehaus heute das „Aktive Museum deutsch-jüdischer Geschichte“ sein Domizil hat. Die Vereinsvorsitzende fragte mich, ob ich bereit wäre, genealogische Anfragen zu beantworten, die bei der Gemeinde einträfen. Zunächst habe ich ein wenig gezaudert: Familienforschung? Ich bin doch Wissenschaftler! Doch ich lehnte nicht ab. Eine der ersten Fragen war auch vergleichsweise einfach zu beantworten. Was ich damals noch nicht wusste: Die Auftraggeberin ist im Leo-Baeck-Institute in New York die Ansprechpartnerin für jüdische Familienforscher. Von dort kamen bald weitere Anfragen und sukzessive erweiterte sich dieser „Betriebszweig“. Heute bieten wir nicht nur Familienforschungen an, sondern führen unsere Klienten auch zu den Stätten, an denen ihre Vorfahren lebten und teilweise auch bestattet liegen. Also betätige ich mich jetzt auch als Reiseveranstalter.

Der vollständige Artikel ist in Heft 21/2007, Seite 39 bis 44, abgedruckt. Das Heft kann per Mail oder im Buchhandel (ISSN: 0938-2964) bestellt werden.